

TOM LIEHR

LAND EIER

rowohlt
e-BOOK





Tom Liehr

Landeier

Roman

Über dieses Buch

Es ist das Paradies.

Es ist die Hölle.

Man nennt es Landleben.

Sebastian Kunze ist als Großstadtjournalist gescheitert. Er landet mit Frau und Tochter in der brandenburgischen Provinz, denn Melanie ist Psychotherapeutin, und auf dem Land gibt es, was sie braucht: einen Kassensitz und therapiebedürftige Menschen. Doch die ländliche Realität zwischen Gurkenständen und Landgaststätten hält für das Paar einige Überraschungen bereit. Melanie traut sich bald kaum mehr auf die Straße – wegen all der «Bescheuerten». Sebastian hingegen lernt die Überschaubarkeit des neuen Lebens zu schätzen ...

Vita

Tom Liehr wurde in Berlin geboren. Seine erste Veröffentlichung war eine Wandzeitung, die er in der siebten Klasse anfertigte, mit dem Namen «Rauhfaser quer». Schon in jungen Jahren schrieb er als freier Journalist für das P.M-Magazin. Doch der eigentliche Startschuss seiner Autorenlaufbahn war 1990 der «Playboy-Literaturwettbewerb» (später «Gratwanderpreis»), bei dem er mit zwei eingesandten Geschichten die Plätze eins und drei belegte. Seitdem hat Tom Liehr elf Romane (unter anderem «Leichtmatrosen», «Nachttankstelle» und «Landeier») und zahlreiche Short Storys veröffentlicht. Daneben hat er als DJ und Rundfunkproduzent gearbeitet und führt seit vielen Jahren ein Unternehmen für Softwareentwicklung. Tom Liehr lebt mit seiner Familie in Berlin.

Daneben hat er als DJ und Rundfunkproduzent gearbeitet und führt seit vielen Jahren ein Unternehmen für Softwareentwicklung. Tom Liehr lebt mit seiner Familie in Berlin.

Impressum

Veröffentlicht im Rowohlt Verlag, Hamburg, November 2016

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt, jede Verwertung bedarf der Genehmigung des Verlages.

Covergestaltung any.way, Barbara Hanke/Cordula Schmidt

Coverabbildung Umschlagillustration: Ruth Botzenhardt

Schrift Droid Serif Copyright © 2007 by Google Corporation

Schrift Open Sans Copyright © by Steve Matteson, Ascender Corp

Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen des vom Verlag freigegebenen Textes kommen.

ISBN 978-3-644-40054-2

www.rowohlt.de

Alle angegebenen Seitenzahlen beziehen sich auf die Printausgabe.

But it's not the fall that hurts, it's when you hit the ground.

(Caesars, «It's Not The Fall That Hurts», auf *Paper Tigers*, 2005)

In Erinnerung an Michl «3L G» Rudrich

Prolog:

Es tut mir leid, Pocahontas

(Drei Monate vorher)

Das Kruzifix schien mich zu beobachten. Es hing zwar in einer oberen Ecke des Wartezimmers und war nicht einmal besonders groß, aber der gekreuzigte Messias, der an den Händen und Füßen karmesinrot blutete, starrte mich an, als wäre er nur für mich dort angenagelt worden. Ich verspürte ein irritierendes Zwicken im Genitalbereich – das allerdings ständig, seitdem ich mich zu diesem Schritt entschlossen hatte – und versuchte, Blicke in Richtung Kreuz zu vermeiden. Religiöse Symbole interessierten mich durchaus, wenn auch nur, weil ich permanent von ihnen umgeben war. Doch dieses Ding verströmte eine unangenehme Präsenz, formulierte eine Botschaft. Ich nahm die Sonnenbrille ab – hier, in Prag, würde mich ohnehin niemand erkennen –, zog zur Ablenkung mein Smartphone aus der Tasche und checkte den aktuellen Stand meiner Facebook-Fans (sechstausendzweihundertzehn, fünfundzwanzig mehr als vor einer Woche, aber immer noch fast fünfhundert weniger als am Jahresanfang), dann die

Reaktionen auf meine letzte Kolumne (Hass, Beleidigungen und Morddrohungen, Beifall von offenbar Hirntoten), konnte mich aber kaum konzentrieren und sah schließlich doch wieder in diese Ecke, die anders als die drei anderen frei von Staubbäden und abblätternder Raufasertapete war.

Dieser Jesus grinste fies.

Er grinste *mich* fies an.

Die Arzthelferin, eine Sechzigjährige in Birkenstocks und fleckigem Kittel, kam herein und nickte mir zu, unfreundlich und herablassend, wie der Beamte im Amtsgericht Schöneberg vor fünfundzwanzig Jahren, als ich dort gewartet hatte, um meinen Austritt aus der evangelischen Kirche zu erklären. Ich schaltete das Telefon mit zitternden Fingern auf Stand-by und folgte ihr. Es ging durch einen muffigen Flur in ein Behandlungszimmer, das, vorsichtig ausgedrückt, etwas mittelalterlich wirkte und von einem ebenfalls Sechzigjährigen beherrscht wurde, der weißhaarig und -bärtig neben einem mit braunem Kunstleder bezogenen Behandlungstisch stand, die Hände hinter dem Rücken gefaltet hatte und mich mit einer machohaften Mischung aus Desinteresse, Amusement und Ablehnung zu betrachten schien: ein Mario-Adorf-Double für Fußgänger.

«Herr Kunze, nehmen Sie Platz», sagte er in akzentfreiem Englisch, ohne aber meinen Namen entsprechend zu schleifen.

Ich setzte mich auf das Kunstleder und hatte plötzlich Angst, die sich zu meinem überraschend schlechten Gewissen gesellte. Schließlich war ich im Begriff, meine Frau auf eine deutlich

handfestere Weise zu hintergehen, als ich das bislang je gewagt hatte.

«Wir nehmen eine örtliche Betäubung vor, der Eingriff dauert nur ein paar Minuten. Sie werden nichts davon spüren. Ich schneide in den» – für den folgenden Begriff fehlten mir die Englischkenntnisse – «und durchtrenne anschließende die» – ich vermutete, das Wort bezeichnete die Samenleiter –, «dann vernähe ich. Die Wunde wird schnell verheilen, die Fäden fallen von selbst ab. In einer Woche können Sie wieder kopulieren.» Obwohl er in einer Fremdsprache redete, in der Betonungen selten so ausfallen, wie sie in der Muttersprache ausgefallen wären, erkannte ich Geringschätzung und wiederum Ablehnung. Okay, was sollte man auch von Leuten halten, die nach Tschechien reisten, um sich für ein paar lumpige Euro sterilisieren zu lassen, während die Angetraute daheim dachte, man sei auf einer Konferenz (wie in meinem Fall), einer Kumpelstour oder Ähnlichem?

«In einer Woche», wiederholte ich ungläubig, denn ich hatte mich über die Operation informiert und auch in einigen Internet-Foren gestöbert, was mir normalerweise fernlag, denn in Internet-Foren traf man mehr Dumme als vor Fernsehern, auf denen RTL lief. Patienten erzählten davon, noch über Monate Schmerzen verspürt zu haben, und die Lektüre von Bruno Preisendörfers Roman «Manneswehen», der ebendiesen Eingriff thematisierte, hatte mich auf wochenlange Abstinenz und unangenehme Folgen eingestimmt. «Meine Methode ist einzigartig», sagte der alte Arzt. Ich hatte ihn im Netz gefunden.

«Aha.» *Alles* hier und heute war einzigartig. Immerhin erfolgte der Eingriff nach dieser «einzigartigen» Methode ohne jede Voruntersuchung. Der Gedanke daran, irgendwo in dieser kuriosen Wohnung eine Spermaprobe abzugeben, kam mir äußerst absurd vor.

«Und billig.»

«Prima», erklärte ich, obwohl dieser Aspekt für mich kaum von Belang war, und lauschte in den etwas zittrigen Nachhall meiner eigenen Stimme. In diesem Augenblick sah ich das Gesicht meiner Frau vor mir: das von schwarzen Haaren umrahmte, von dunkelbraunen Augen beherrschte, immer leicht – aber nie künstlich – gebräunte Gesicht von Melanie, die ich, was sie nicht mochte, gerne und durchaus liebevoll «Pocahontas» nannte. Normalerweise gelang es mir nicht, sie zu visualisieren. Jetzt schon.

«Also dann», sagte der Mann und nickte seiner Helferin auf die gleiche Weise zu, wie die das vorher bei mir getan hatte. Vielleicht eine tschechische Eigenart. Ich sah zum Fenster, durch dessen staubgraue Gardinen ein Blick auf die Prager Burg zu erhaschen war. Die Frau zog eine Spritze auf und sah mich dann herausfordernd an, aber auch nicht eben sonderlich interessiert. Ich zog die Hosen herab, dann die Unterhosen, hob das T-Shirt über den Bauchnabel und manövrierte mich in die Rückenlage. Das Kunstleder verklebte mit meiner Gesäßhaut – legte man nicht normalerweise Abdeckungen auf die Behandlungstische?

«Rasieren Sie mich nicht?», fragte ich. Diese Frage hatte mich im Vorfeld tatsächlich beunruhigt, weil es nur wenige plausible Erklärungen für plötzliche Schamhaarglatzen gab. Pocahontas war vielleicht manchmal ein bisschen naiv, aber sie war keineswegs dumm.

«Nicht nötig», sagte der Arzt, während er seine Fingernägel musterte. Ich tat das auch und konnte erhebliche Verschmutzungen erkennen. Als er meinen Blick sah, lächelte er seltsam.

«Machen Sie sich keine Sorgen», murmelte er.

Darauf fiel mir keine Antwort ein. *Denken Sie nicht an rosa Elefanten* – das gehörte in die gleiche Kategorie. Es blieb einem nichts übrig, als intensiv an rosa Elefanten zu denken. Ich machte mir Sorgen, dachte an horormäßige Komplikationen, abfallende Körperteile etwa oder den Verlust aller Gefühle und Funktionen im unteren Körperbereich. Plötzlich schwitzte ich, obwohl es in dieser Altbauwohnung angenehm kühl war, was nicht mit den absonderlichen Gerüchen korrelierte.

Die Helferin stach zu, in der Leistengegend, quasi direkt neben den Kronjuwelen. Ich kiekste, niemand reagierte. Kurz darauf spürte ich, wie ich nichts mehr spürte. In meinem Schrittbereich breitete sich eine Lähmung aus, von der ich wieder kurz befürchtete, sie würde meinen gesamten Körper ergreifen, aber das geschah nicht. Die Frau zog eine Art Tuch aus Krepppapier aus einer Schublade. Es dauerte ein paar Sekunden, bis sie das Loch im Papier so angeordnet hatte, dass sich mein Gehänge in dessen Mitte befand. Sicher gab es Leute,

die bei solchen Gelegenheiten ihr Handy zückten und die Fotos in den vermeintlich sozialen Netzwerken präsentierten. Es gab in dieser Hinsicht längst nichts mehr, das es nicht gab.

«Entspannen Sie sich», sagte der Arzt und griff nach einem Skalpell.

Ich sah zur Decke. Styroporplatten, wie man sie in den Siebzigern in Deutschland an viele Wohnzimmerdecken geklebt hatte, hier allerdings wenig fachmännisch und seit Jahren ungereinigt. Ich versuchte, versteckte Muster zu erkennen, während der alte weißbärtige Mann an mir herumschnippelte. Noch bevor ich eines fand, sagte er: «Fertig. Das war's.» *Done. That was it.*

«Wie?», fragte ich auf Deutsch, was mir im unnarkotisierten Zustand im Leben nicht eingefallen wäre. Ich verachtete Leute, die solche grammatikalisch und semantisch unkorrekten Ein-Wort-Fragesätze verwendeten. Und dann auch noch in der falschen Sprache.

«Noch zwei Stiche, und es ist erledigt.»

«Nicht zu fassen», erklärte ich ehrlich, aber das blieb unkommentiert. Der Arzt fuhrwerkte noch einen Moment lang herum, ohne dass ich erkennen konnte oder wollte, was er genau tat, und sagte dann: «Sie können aufstehen.»

Die Helferin zog das Krepppapier weg. Ich richtete mich auf und sah mir selbst in den Schritt. Da war etwas Blut, umgeben von der rotbräunlichen Farbe, die offenbar von Jodtinktur oder Ähnlichem stammte, und ich erkannte mit etwas Mühe einen sehr kurzen Einschnitt, aus dem zwei Fädchen hervorlugten,

die weißbraun und irgendwie unschuldig aussahen. Alles gut versteckt inmitten meines Schamhaars, das ich selbstverständlich nicht kappte. Wer nicht wusste, wonach er zu suchen hätte, würde das im Leben nicht entdecken.

«Das war wirklich alles?»

Er nickte völlig emotionslos. «Meine spezielle Methode. Keine Folgen, keine Komplikationen. Wie versprochen.»

«Unfassbar», sagte ich.

«Wie so vieles», erklärte er kryptisch und entließ mich mit einer merkwürdig endgültigen Geste. Im Wartezimmer saßen inzwischen vier Männer, die mich nur kurz zur Kenntnis nahmen, um gleich wieder das Kruzifix anzuglotzen. Ich schnappte mir meine Jacke, warf sie mir über die Schulter, setzte die Sonnenbrille wieder auf, passierte die quietschende Praxistür, sprang erstaunlich unbehindert die zwei Treppen herab und trat in die Prager Frühlingsluft. Es roch nach asiatischem Fastfood, hastig gerauchten Zigaretten und billigem Bier. Heerscharen von Touristen sahen sich suchend nach dem Weg zur Karlsbrücke um. Ich trottete zum Hotel, setzte mich an die Bar, bestellte ein Bier und wartete auf den Schmerz.

Aber er kam nicht. Jedenfalls nicht der, den ich erwartet hatte. Stattdessen musste ich an den gekreuzigten Gottessohn denken – und an die Söhne und Töchter, die ich nun nicht mehr bekommen könnte und würde. Nicht dass mich das beunruhigte: Genau deswegen war ich ja hier. Um nicht noch mal das Geschrei aus dem Babybettchen ertragen zu müssen, wie vor knapp vier Jahren, als Lara zur Welt gekommen war,

trotz Melanies regelmäßiger Pilleneinnahme. Ich wollte kein weiteres Kind, ich hatte schon das erste nicht gewollt. Deshalb dieser Schritt, dieser Schnitt. Aber da war etwas, das über schlechtes Gewissen und Sorgen über mögliche Komplikationen weit hinausging. Sogar über die Gewissheit, einen Vertrauensbruch begangen zu haben, der alle vorherigen in den Schatten stellte. Ich fühlte mich beschissen, woran auch das zweite und das dritte Bier nichts änderten. Irgendwann, es dunkelte bereits und die Lichtreflexe der Leuchtreklamen tanzten auf dem Tresen, setzte ein leichtes Ziehen ein, aber dabei blieb es auch. Mein Telefon summt, eine SMS von Melanie, die mich in einem Workshop wähnte: «Alles gut? Hab Dich lieb.»

«Alles super, ich Dich auch», heuchelte ich zurück, bestellte einen vierfachen Jack Daniel's und sank etwas später in einen tendenzkomatösen Schlaf. Als ich erwachte, tat nichts mehr weh, und vier Tage nach meiner Heimkehr war die Wunde völlig verschwunden.

Teil eins

Diagnose

1. Tagebuch von Melanie Kunze, Donnerstag, 16. Juni, 15.30 Uhr

Es war ein sehr schönes Gefühl, als ich vorhin in den Ort gefahren bin. Alles sehr provinziell und ländlich, aber hübsch und überschaubar, fast schon idyllisch. Man kennt sich, man weiß voneinander. Die Gemeinde hat knapp viertausend Einwohner, das habe ich gestern ergoogelt. Ungefähr ein Tausendstel der Einwohnerzahl von Berlin. Also gibt es auch nur ein Tausendstel der unschönen Aspekte: Kriminalität, Ignoranz, Intoleranz, Gewalt, Anonymität, Ellbogenmentalität. Ich finde die Vorstellung wirklich äußerst behaglich, an einem solchen Ort, *in* einem solchen Ort zu leben.

Außerdem ist die Stadt nicht sehr weit weg – ich bin ganze anderthalb Stunden gefahren, den Umweg zu Petra nicht mitgerechnet. Unsere Freunde – gut, *meine* Freunde – könnten uns hier besuchen, ohne Weltreisen unternehmen zu müssen. Aber die Distanz empfinde ich trotzdem als wohltuend.

Schade, dass ich Lara nicht mitnehmen konnte, aber es wäre zu anstrengend, wenn sie bei alldem dabei wäre, was in den nächsten Tagen ansteht.

Ich sitze an einem niedlichen Schreibtisch in einem ungeheuer schönen Hotelzimmer und blicke auf einen kleinen See. In der Ferne kann ich die stärker bewaldeten Gebiete erkennen, also den Bereich, wo der eigentliche Spreewald beginnt. Wo die Touristen unterwegs sind, in kleinen Kähnen. Das will ich demnächst unbedingt ausprobieren, aber ich glaube kaum, dass Basti mitmacht.

Er hat heute Abend schon wieder einen Termin – eine Cluberöffnung oder so was. Großer Gott, er ist zweiundvierzig Jahre alt, aber er glaubt immer noch, dass die «Szene» zusammenbricht, wenn er keine Präsenz zeigt. Dabei sind diese Leute zwanzig Jahre jünger als er. Sie werden ihm bald nicht mehr zuhören. Nichts mehr auf sein Urteil geben. Und auch die Weiber werden irgendwann nicht mehr auf ihn reinfallen.

Ich gehe jetzt duschen und dann noch einmal zum Haus. Ich kann mich daran einfach nicht sattsehen. Und danach gönne ich mir ein feines Essen im Hotelrestaurant.

Die Verpackung lasse ich lieber nicht im Mülleimer hier im Zimmer. Ja, es ist ein Nobelhotel, und hier wird vermutlich dreimal am Tag sauber gemacht. Aber sicher ist sicher. Ich will nicht, dass es Basti auf diese Art erfährt.

2. Clubbing

Der Eingang zur Bar war kaum zu finden. Die Gegend wurde von Gewerberuinen beherrscht, für die möglicherweise Bebauungspläne vorlagen, aber noch keine Bebauungsaufträge. Schlammige Zugangswege, ein paar Funzeln, die kaum ausgereicht hätten, um Besenschränke zu beleuchten, hin und wieder ein rostiges Geländer, das wie vergessen mitten im Weg stand. Aber ein paar Gestalten huschten an mir vorbei, die Gesichter beleuchtet vom Glühen ihrer Smartphones, weshalb ich annahm, auf der richtigen Fährte zu sein. Kurz darauf sah ich die Warteschlange, etwa zwanzig, dreißig Menschen, und dann entdeckte ich die Tür, ein braunrotes Metall Ding mitten in einer braunroten Wand, hinter der vermutlich Gewölbe lagen, denn über mir rauschte soeben ein Regionalexpress von links nach Süden. Auch hier gab es kein erkennbares Zeichen für Gastronomie – kein Schild, kein Licht, keine Bierwerbung, nichts. Diese Zustände markierten einen Trend, dem die Großstadtritter zwei Punkt null (vier? sieben?) zu folgen versuchten, um sich in den Zeiten der sofortigen, viralen Verbreitung neuer Geheimtipps noch den Anschein von Exklusivität zu geben. Gegen Facebook, Twitter, Instagram und den ganzen Scheiß kam man nicht an. Es gab nichts Geheimen, Brandheißes, verrucht Neues mehr – und erst recht keine *Szene*. Es gab einen, der etwas postete, und dann *Follower*,

denen die Geschwindigkeit des Folgens wichtiger war als der Gegenstand der Verfolgung. Neuigkeiten existierten für die Dauer von Mikrosekunden. Selbst in Nigeria, Uruguay und Aserbaidschan konnten sich Leute jetzt schon Fotos dieser Bar anschauen, die ich in ein paar Augenblicken zur Eröffnungsfeier betreten würde.

Vorausgesetzt, jemand öffnete diese Tür. Denn es gab nicht nur kein Schild oder sonstige Hinweise auf das Dahinter – es gab auch keine Möglichkeit, sich als potenzieller Besucher bemerkbar zu machen. Zwei Frauen, die vorne in der Schlange standen, klopfen energisch an, vermutlich nicht zum ersten Mal, aber ohne Ergebnis.

Ich zog etwas widerwillig mein Smartphone hervor und öffnete die MMS mit der Pressemitteilung und der Einladung. Am Ende der Nachricht fand ich einen Link, den man zu aktivieren hatte, wenn man eingetroffen war. Also tat ich das, ebenfalls widerwillig, und kam mir dabei wie ein dämlicher Bittsteller vor – wie einer von denen vor, neben und hinter mir. Mein Smartphone verschickte eine Nachricht, ich passierte die unisono – aber zaghaft – protestierende Warteschlange; Leute, die wussten, dass sie hier auf Gefälligkeiten und eher zufällig erfüllte Anforderungen angewiesen waren, aber dennoch die Idee nicht ganz aufgegeben hatten, eigentlich dazuzugehören, etwas wert zu sein. Und ich dachte dabei an die Eröffnungsfeiern in den Neunzigern, rote Teppiche und blitzlichtstreuende Fotografen, wenigstens Fackeln oder so,

dazu Hostessen in knappen Outfits mit Prosecco für die Gäste. Nein, seinerzeit sogar noch richtiger Schampus.

Die Tür öffnete sich. Jemand schob sich an mir vorbei, ich schob auch und war wieder vor ihm. Der breitschultrige Glatzkopf in den späten Dreißigern, der aufgemacht hatte, musterte mich.

«Name?», fragte er herablassend und ignorierte die Leute hinter mir, die auf sich aufmerksam zu machen versuchten. Schöne junge Frauen und bärtige Männer in teuren Anzügen, mit schnittigen Frisuren und Gesichtern wie aus der «Cool Water»-Werbung. Gab es das Zeug eigentlich noch?

Ich war verblüfft, denn der Typ kannte mich – es war nicht sein erster Job als Türsteher und meine ungefähr millionste Veranstaltung dieser Art. Noch mehr verblüffte mich, dass er sich, ohne meine Antwort abzuwarten, dem Mann zuwandte, der mich eben noch zu überholen versucht, den ich im dämmrigen Licht aber nicht erkannt hatte.

«Hey, Josh, wir haben dich schon vermisst», sagte der Türsteher und winkte Josh Clab hinein. Josh Clab war, wie er sich selbst titulierte, «Szene-Blogger», hieß eigentlich Kevin-Louis Krüger und zwinkerte mir jetzt zu, etwas herablassend, aber nicht unfreundlich. Der Türmann machte Anstalten, das Portal wieder zu verschließen. Ich sprach die Worte aus, die auszusprechen einer Demütigung gleichkam. Nein, eine *war*. Denn ich war Sebastian Kunze, und mein Name stand auf der Gästeliste. Er stand auf *jeder* verdamnten Gästeliste.

«Sebastian Kunze. Gästeliste.»

«Sebastian?», wiederholte er fragend, immer noch in der Türschließbewegung.

«Kunze. Von der ‹Bernd & Susi›.»

«Und Susi.» Er grinste hämisch – und verschloss die Tür.

Die sich erst drei oder vier Minuten später wieder öffnete, während deren ich darüber nachdachte, diese unglaublich hippe und vermutlich total nihilistische Eröffnungsfeier einfach auszulassen, mich in einen wirklich coolen Laden zu setzen und dort einen hämischen Verriss rauszurotzen, auf Basis der Fotos, die in Aserbaidshan herumgereicht wurden, wo man bereits EasyJet-Flüge für das kommende Wochenende hierher buchte. Eine junge Frau – vor ein paar Jahren hätte man sie als «Hardbody» bezeichnet – lächelte mich an, griff nach meinem Jackettärmel, was ich zuließ, um die Situation nicht noch demütigender werden zu lassen, und zog mich hinein.

«Schön, dass doch noch jemand von euch kommt», sagte sie, strahlte mich an, stolzierte aber sofort davon, um Wichtigeres zu tun, zum Beispiel winzige Staubmäuse vom hochglanzpolierten Tresen der Garderobe schnipsen.

Doch noch jemand von euch?, hallte in meinem Kurzzeitgedächtnis nach. Aber ich war nicht hier, um mir sinnlose Gedanken zu machen. Ich war Sebastian Kunze, der in der nächsten – leider erst in zwei Wochen erscheinenden – Ausgabe von Bernd & Susi, dem legendären Stadtmagazin, mitteilen würde, ob es sich lohnte, diesen Laden aufzusuchen, und dessen Empfehlung oder Warnung dann ziemlich viele Leute folgen würden.

Die Musik, die ich im Gang hörte, irritierte mich kurz – es handelte sich um jenen Titel, mit dem Lena Meyer-Landhut oder so vor ein paar Jahren den Eurovision Song Contest gewonnen hatte. Der Hardbody tänzelte lächelnd im Takt an mir vorbei, um hinter mir die Tür für wichtige Menschen zu öffnen. Einen Mainstream-Discjockey, der diese Mucke bei einer Ü40-Party aufgelegt hätte, hätte man ausgebuht, aber hier war es in Ordnung. Okay, das war Spekulation – selbstverständlich ging ich nicht auf Ü40-Partys, weil man das einfach nicht tat, ganz egal, wie sich die Welt veränderte.

Ich durchschritt den Gang und gelangte in die eigentliche Bar. Dafür, dass draußen ziemlich viele Leute warteten, war es relativ leer – zwei Drittel, vielleicht vier Fünftel der Sitzgelegenheiten wurde okkupiert –, aber auch die Maxime, dass die Größe des Publikums etwas über die Qualität aussagte, galt schon lange nicht mehr. Der schwule Kabarettist Sascha Zwengel belegte mit seinem Tross aus alternden Dragqueens, jungen Spielgefährten und Nachwuchskomikern, die darauf hofften, in seinem Fahrwasser minimale Bekanntheit zu erlangen, zwei Tische direkt am Eingang. Man schnatterte, aber selbst im Vorbeigehen klang das Geschnatter müde, aufgesetzt und erbärmlich. Zwengel war eine Ikone, aber allmählich zerfielen seine stark geschminkten Züge, den großen Erfolg hatte er nie erreicht, und das Ende war absehbar. Er nickte mir kurz zu, kaum bemerkbar. Ich zog nur eine Augenbraue hoch. Mit zwei oder drei Kolumnen hatte ich ihm ziemlich eingeschenkt, dann aber schnell die Lust verloren, weil

Zwengel nicht zu den Leuten gehörte, mit denen Dispute Spaß machten. Dafür war er auf tragische Weise einfach zu freundlich. Vermutlich nahm er jedes verdammte Wort ernst, das ich geschrieben hatte.

Ich betrat das Gewölbe, lang gestreckt und an der Stirnseite von einer Bar beherrscht, die über die gesamte Länge reichte. Das Licht war dezent und pastellig, reflektiert von einer Myriade Spiegelscherben, mit denen man die Gewölbedecke beklebt hatte. *Nett*, dachte ich. Am linken Ende der Bar befand sich eine Kabine, in der *DJane Austen* stand, wie immer in der Rüschenbluse – auch so ein Opfer des vorschnell gewählten Images, das sich nie ausgezahlt hatte. Lesbisch, in den späten Dreißigern. Vor ihrer Kabine, auf einer dezent angedeuteten Tanzfläche, standen ein Keyboard und ein Mikrophonständer. Hinter dem Tresen fehlten die meist üblichen Flaschenbatterien. Stattdessen hingen dort Bilder, vor denen referenzschöne Studentenkellner hin und her huschten, einem vollbärtigen Mann in den Zwanzigern ausweichend, der konzentriert einen Shaker schüttelte und dabei dreinschaute, als würde er mindestens eine Zeitmaschine konfigurieren. Josh Clab saß in der Mitte, die Bilder betrachtend. Ich setzte mich neben ihn. In seinem Gesicht, das ich bei den bisherigen Begegnungen, ungefähr zwei- bis dreihundert insgesamt, ausschließlich lächelnd erlebt hatte, befand sich das erwartete Lächeln, mit einer dezent ironischen Note. Vermutlich hielt er die Bilder, die das beim ersten Hinschauen durchaus zuließen, für die üblichen Kunstdrucke, die man in Hotelfluren und

Praxiswartezimmer vorfand. Ich wusste es besser. Es waren Originale von einer Berliner Künstlerin namens Alex Nimtz, bei der ich vor ein paar Monaten eine Nacht verbracht hatte. Vor dem Sex – der unspektakulär ausgefallen war und den Aufwand nicht gelohnt hatte – hatte sie mir erklärt, wie ihre Bilder entstanden. Extreme, sehr ausgefuchst beleuchtete Nahaufnahmen der Oberflächen von Flüssigkeiten, hier vermutlich Cocktails, die sie anschließend in Öl auf nicht grundierter Leinwand nachmalte. Wahrscheinlich waren es Leihgaben; Alex Nimtz rief aktuell fünfstelligen Summen für ihre Gemälde auf, konnte die Nachfrage aber kaum befriedigen.

Ich hob die Hand, mein Nachbar ebenfalls. Eine Neun, die in der Nähe stand – zwanzig, höchstens zweiundzwanzig, brünettes Kurzhaar, Stretchtop und verdammte Neoprenshorts, die alle Details der Einflugschneise erkennen ließen –, setzte ein perfektes Kunstlächeln auf – und fragte Josh Clab, was er trinken wolle.

«Das Übliche», sagte er lächelnd, die Neun nickte – und ging davon.

Josh Clab drehte sich zu mir und lächelte weiter.

Er war, wenn meine Informationen stimmten, achtundzwanzig. Josh Clab alias Kevin-Louis Krüger repräsentierte diese unsägliche Demokratisierung von *Prominenz*, zugleich stand er für alles, was meinem Metier zusetzte. Clab schwatzte dem Szenevolk nach dem Maul, interessierte sich kaum für Fakten oder gar Hintergründe, stellte Behauptungen und Gerüchte direkt neben Beweisbares

oder die spärlichen Kenntnisse, über die er verfügte. Aber er schrieb eloquent und flüssig, war charmant und sehr umgänglich und deshalb beliebt. Viel beliebter als ich. Er kannte jeden, jeder kannte ihn, weshalb er meistens gut informiert war. Sein Markenzeichen waren extrem teure, extrem elegante Anzüge, maßgeschneidert und figurbetont, dazu anthrazitfarbene Designershirts. Er war muskulös, aber schlank. Sein Outfit hätte – vom Fehlen von Krawatte und Hemd abgesehen – Barney Stinson die Neidesröte ins Gesicht getrieben, aber leider waren da außerdem sein flusiger Vollbart, die kindische Unfrisur seiner kompakten Kurzhaare und das unselige Piercing seitlich am linken Nasenflügel: das Unendlichkeitszeichen in billigem Sterlingsilber. Nach unserem ersten Zusammentreffen vor drei oder vier Jahren hatte ich ihm – natürlich – eine Kolumne gewidmet und sein Aussehen darin als dasjenige eines «von homophoben Holzfällern aufgezogenen Bastards, der anschließend von einem homophilen Couturier gefoltert worden war», bezeichnet. Bei unserer nächsten Begegnung hatte er mich nur angelächelt und «Sie müssen es ja wissen» gesagt. Man siezte sich nicht, wenn man zu unsereins gehörte, wenn man sich dreimal pro Woche traf, inmitten von Leuten, die einander und uns natürlich auch duzten. Er hatte es fertiggebracht, dieses «Sie» wie eine sehr lange, sehr schmerzhaftes Beleidigung klingen zu lassen – und damit tatsächlich Wirkung erzielt. Das trug ich ihm nach, viel mehr und intensiver als die Tatsache, dass sein «Clabbing»-Blog mit teuerster Edelwerbung gepflastert war und Tausende pro

Monat abwarf, während das steinzeitliche Web-Portal der Bernd & Susi händeringend um jeden Klick warb und froh sein konnte, wenn der Reifenhändler aus Moabit oder diese dusselige, schwer gehypte Gemüsedönerbude vom Mehringdamm für zwei fünfzig pro Woche ein unselig gestaltetes Minibanner schaltete. Die Geschäftsleitung des Verlags, dem die B&S aktuell gehörte, vertrat die Meinung, Investitionen in diesem Bereich seien kontraproduktiv, weil man dem eigenen Magazin online Konkurrenz machen würde. Im Ergebnis war beides defizitär, und gemäß einer aktuellen Umfrage kauften die meisten das Blatt sowieso nur noch, weil Kurt Jungadler, der Messias der Kinokritik, darin nach wie vor seine prägnanten Filmbesprechungen zuerst veröffentlichte. Leider hatte Jungadler kürzlich angedeutet, demnächst in Rente gehen zu wollen. Er war zweiundachtzig. Die gleichen Ziffern wie bei Kevin-Louis Krüger.

«Und?», fragte mein Sitznachbar. «Erster Eindruck?»

Die Neun stellte einen Cocktail vor ihm ab – einen White Russian. Relativ vollendet, im Tumbler, Sahneanteil noch nicht mit dem Rest vermischt, dezente Dekoration. Clab nickte anerkennend, zauberte mit dem ersten Schluck einen Sahnestrich auf den eigenen Bart, den er mit einer routinierten Handbewegung sofort wegwischte. Die Kellnerin musterte mich.

«Und du?»

«Etwas Fruchtiges mit einer dezenten Note von Wein. Nicht zu trocken, aber auch nicht süß, mit aromatischem Abgang.

Bitte keinen verdammten *Hugo*. Der *Chef de Bar* soll mich überraschen.»

Sie war für einen Moment irritiert, nickte dann und ging zum Zeitmaschinen-Konfigurator. Der nickte kurz darauf ebenfalls und sagte etwas. Die Neun kam zurück.

«Okay, dauert aber einen Moment.»

«Also», sagte Josh Clab, wobei er sein riesiges Smartphone aus der Jackett-Innentasche zog. Ohne hinzusehen, schaltete er es frei und öffnete ein paar Social-Media-Portale. *Niemand* – von neureichen Russen abgesehen – hatte die Sonderausgabe dieses ohnehin deutlich zu teuren Telefons in Gold gekauft – nur Josh Clab. Und nur bei ihm sah es *nicht* unpassend aus. Die inzwischen wieder abgeebbte Invasion der neureichen Russen hatte ich selbstverständlich in meinen Kolumnen thematisiert.

«Was willst du von mir, Kumpel? Dass ich dir den Text für deinen Blog diktiere?»

«Ich will freundlich sein, Kunze. Immerhin weiß ich ja, was so abgeht.»

«Wissen und *glauben*, zu wissen, ist nicht dasselbe.»

«Fakten sind unumstößlich.» Ich hatte keine Ahnung, wovon der Mann redete, aber es war mir auch egal. Außerdem konnte er Fakten nicht von Ostfriesenwitzen unterscheiden.

«Alles ist umstößlich, Kollege.»

«Kollege also. Nett, danke.»

«Erfährt ja keiner.»

Er sagte noch etwas, doch ich wurde abgelenkt, weil sich links von mir eine Frau niederließ. Eine atemberaubende Frau.

Die Tresen-Neoprentante mit ihrem Landemuster im Schritt in allen Ehren – wobei Sex mit solchen Weibern in aller Regel eher anstrengend ausfiel, wie ein Workout, ständig die eigenen Leistungskennziffern im Blick. Man kam da selten über eine Vier, höchstens mal knapp an die Sechs.

Aber diese Frau. Auch Josh Clab schwieg und glotzte, natürlich grinsend.

Sie mochte in den Dreißigern sein, wobei schwer auszumachen war, ob am Anfang, in der Mitte oder am Ende dieser Lebensdekade, trug die dunkelblonden, glänzenden Haare nackenkurz, hatte knallblaue Augen, eine sehr schmale, perfekt geformte Nase und offensichtlich längere Beine als mein (einziger) Spezi Thorben, der zwei Meter zwölf groß war. Sie war in ein schwarzes, Oberschenkelanges, sehr elegantes Kleid mit kurzen Ärmeln gekleidet, trug dazu eine dezente Goldkette und dazu passende Ohrringe. Ihre Füße steckten in den lässigsten Pumps, die ich seit langem gesehen hatte, auch schwarz.

Ich starrte sie nicht an, ich musterte sie tatsächlich nur kurz und sah dann woanders hin. Meine schnelle Auffassungsgabe und mein gutes Gedächtnis für Details gehörten neben meinem – okay, von unterschiedlichen Personen sehr unterschiedlich eingeschätzten (scheiß der Hund drauf!) – Schreibtalent zu den Eigenschaften, die es mir ermöglicht hatten, gegen zeitweise energischen Widerstand in der Redaktion der Bernd & Susi zu verbleiben. Na ja, da war außerdem noch dieser Vertrag, den ich in einem von dessen

schwachen Momenten dem vorvorigen Geschäftsführer abgeschwätzt hatte und der mir, insofern ich keinen gravierenden Schaden anrichtete und tausend Zeilen pro Monat ablieferte, für die Dauer der Existenz des Magazins meine Position sicherte, aber davon abgesehen war ich wirklich gut. Was nicht heißt, dass ich mir immer Mühe gab. Genau genommen eher selten. Aber selbst das reichte meistens.

Ich betrachtete den Rest des Volks, was nicht sehr ergiebig war, sah die Frau wieder kurz an, wie zufällig, und sie tat dasselbe umgekehrt. Dann wandte ich mich abermals Kevin-Louis Krüger zu, der soeben seinen zweiten White Russian bekam, das aber nicht bemerkte, weil er nicht dazu in der Lage war, die Faszination für das Wesen in Schwarz zu verbergen.

Eine weitere Horde Gäste wurde eingelassen, der Laden füllte sich. DJane Austen machte eine Ansage, kündigte eine Musikerin aus Manchester, New Hampshire, an, die nun auftreten würde. Die schöne Frau stand auf, ging an mir vorbei, schenkte mir ein Lächeln, das aber nicht ganz gelang – sie war lampenfiebrig. Die Musikerin also. Ich wusste natürlich, dass es in New Hampshire ein Manchester gab, aber Josh Clab fragte mich tatsächlich, ob er die Ansage richtig verstanden habe.

«War wohl ein Witz», gab ich zurück.

Er zog kurz die Stirn kraus und konsultierte dann sein Smartphone. Ich beobachtete währenddessen, wie sich die Dame hinter dem Keyboard positionierte, vermutlich eher aus Nervosität ein wenig am Mikrofonständer herumfriemelte

und dann mit einer sogar gesprochen beeindruckenden Stimme «Hello, Berlin» sagte.

«Scheiße, natürlich gibt es ein Manchester in New Hampshire», sagte Krüger.

«Es gibt mehr als zwei Dutzend Manchesters in den Staaten, darunter mindestens vier größere, Herr *Kollege*. So etwas kann man wissen.»

«Man muss nicht jeden Scheiß wissen», antwortete er lächelnd.

«Stimmt schon. Aber man sollte wenigstens wissen, was Scheiß ist und was nicht.» Ich ließ den Satz enden, obwohl ich ihn auch noch hätte fragen können, ob er wohl wisse, von wem die Bilder hinter dem Tresen waren. Ich fragte nicht, weil ich ihm eine Information vermittelt hätte, die ich selbst in der Kritik verwenden wollte. So oder so war es eine nette – und nicht erstmals erlebte – Erfahrung, dass der großartige Szene-Blogger ohne Google und Wikipedia aufgeschmissen war.

Das Set der Dame begann, ohne dass sie ihren Namen erwähnt hätte. Auch DJ Jane Austen hatte das nicht getan. Das erste Stück war eine A-capella-Ballade, irgendeine ältere Dylan-Nummer, die auch mit dieser beeindruckenden, fraulich-tiefen, dezent rauchigen Stimme nicht besser wurde, weil das einfach unmöglich war, wenn irgendwas von Dylan stammte. Es gab höflichen, vereinzelt Applaus, die meisten Gäste ignorierten die Darbietung einfach. Aber mit dem zweiten Song verursachte sie mir eine redliche Gänsehaut. Gitarrenakkorde via Keyboard, auch wieder ein langsames Stück, das sich jedoch